



Das frostige Mitternachtsblau eines Orientalischen Rollers im Farbenschlach Rostig-Andalusier-Gesperbert wirkt im Licht einer tief stehenden Wintersonne besonders attraktiv. In dieser Farbkombination hätte der neue Erbfaktor „Rusty“ durchaus Chancen auf Anerkennung nach dem Deutschen Rassetaubenstandard. Ich würde es mir wirklich wünschen in Memoriam Andreas Leiß

Andreas Boisits

Von der Farbenvielfalt, einer Entdeckung und mehr ...

Persönliches, möglichst Persönliches sollte in meinen Beitrag zu diesem Buch einfließen. Das war ein durchaus ungewöhnlicher Auftrag für mich, bin ich doch von meiner langjährigen Tätigkeit als Redakteur der Sparte Tauben für die österreichische RÖK-Verbandszeitung „Freude mit der Kleintierzucht“ gewohnt, eigene Interessen, Belange oder Anliegen eher hintan zu stellen und anderen, also vor allem unseren Gastautoren, den Vortritt zu lassen.

Doch ich verstehe die Motivation hinter diesem Anliegen: Unsere Zeit zieht große Umbrüche und Veränderungen auch in der faszinierenden Welt der Taubenhaltung und -zucht nach sich, und das – gelinde gesagt – nicht immer zu ihren Gunsten. „Man schützt nur, was man liebt. Man liebt nur, was man kennt“, konstatierte der österreichische Verhaltensforscher, Naturschützer und Nobelpreisträger Konrad Lorenz, und ausschließlich über die Vermittlung von emotionalen Bezügen zu diesen wundervollen Tieren kann es gelingen, auch zukünftige Generationen für Tauben zu begeistern.

Andrea Dee lernte ich auf Vermittlung meines guten Freundes und international bekannten Genetikexperten für Taubenfarben Andreas Leiß im Dezember 1995 anlässlich der weltgrößten Rassetaubenschau in Nürnberg kennen, auf der damals mehr als 40 000 Tauben zu sehen waren. Doch auch rund um dieses Ereignis ergab sich Bemerkenswertes.

Für die Tauben: Ich, Andreas, im Bett mit Andreas und Andrea

Einen „Flotten Dreier“ kannte ich bis zum Dezember 1995 nur vom Hörensagen. Doch dann kam ich einmal und bislang leider auch zum letzten Mal vollkommen unverhofft und unvorbereitet in den Genuss eines solchen. Grund dafür war einerseits die oben erwähnte Rassetaubenschau im Jahr 1995 sowie andererseits die Blauäugigkeit zweier junger Männer, die dachten, sie könnten sich anlässlich dieses Megaevents auf dem Nürnberger Messegelände mit der Buchung eines Nachtquartieres bis wenige Tage davor Zeit lassen.

Ein freies Quartier in halbwegs vernünftiger Entfernung zum Event zu bekommen, erwies sich zu diesem späten Zeitpunkt kurz gesagt als ein Ding der Unmöglichkeit. Immerhin wurde Nürnberg an jenem Wochenende im Dezember 1995 von Rassetaubenzüchtern aus aller Welt und aller Herren Länder regelrecht gestürmt.

Als Retterin in unserer Not erwies sich Andrea Dee, die bereits Wochen vor diesem Großereignis ein Einzelzimmer in einer Pension eines Nürnberger Vororts gebucht hatte. Sie nahm uns mit offenen Armen bei sich auf. Die Information darüber, ob sie diese gute Tat unter Kollegen je bereut hat, ist sie uns bis heute diskret schuldig geblieben. Es war wie gesagt ein Einzelzimmer. Und es stand auch tatsächlich nur ein einziges Bett darin. Und das Zimmer war klein.

Naja, heute kann ich es ja hoffentlich verraten, denn inzwischen ist viel Wasser die Pegnitz und die Donau hinabgeflossen und zum Glück alles verjährt. Die Nacht mit Andrea und Andreas in dem engen Nürnberger Hotelzimmer war sehr schön, und kalt wurde uns Dreien nicht in jener dunklen Dezembernacht. Allein bei meinem nächsten „Dreier“ wünschte ich mir ein etwas größeres Bett.



Die Leiter zum Paradies meines Urgroßvaters

Durch den Uropa zu den „Kleintieren“

Meinen geliebten Urgroßvater mütterlicherseits (Jahrgang 1901), liebevoll von allen „Hans-Opa“ genannt, durfte ich noch für ganze 23 Jahre meiner eigenen Lebenszeit an meiner Seite genießen. Und das meine ich wörtlich: Er war nämlich ein sehr liebenswerter, fürsorglicher und umtriebiger Mensch, der trotz einer schweren Gehbehinderung bis ins hohe Alter äußerst aktiv und hoch motiviert blieb in allen Belangen seine Familie und die Kleintierzucht betreffend.

Ihm ging es bei Letzterer, wenig verwunderlich für Angehörige seiner Generation, vorwiegend um den Gedanken der Selbstversorgung mit allen möglichen tierischen Produkten. Auf dem kleinen südburgen-ländischen Nebenerwerbshof wurden also jede Menge Hühner, Enten und Kaninchen gehalten.

In meiner frühesten Kindheit mästeten meine Urgroßeltern sogar auch noch immer ein bis zwei Schweine pro Jahr, die dann meist vor Weihnachten auf ganz traditionelle, kleinbäuerliche Weise zu Hause geschlachtet wurden. Tauben wurden vor meiner Zeit aber keine gehalten auf dem Hof.

Wenn wir Kinder, meine beiden Geschwister und ich, einmal ein Meerschweinchen, einen Goldhamster oder Wellensittich mit nach Hause brachten, was immer wieder vorkommen konnte und auch toleriert wurde, so bekamen wir von unserem lieben Urgroßvater meist einiges an Schelte und eine regelrechte Standpauke für diese aus seiner Sicht vollkommen unnützen neuen Mitbewohner zu hören, die wir jedoch nie besonders ernst nahmen. Er bezeichnete ein derartiges Haustier im alten hianzischen, südburgenländischen Dialekt mit dem aus heutiger Sicht recht rüden Ausdruck „Friesumasist“, was man übersetzen könnte mit der Bezeichnung „Unnützer Fresser“.

Sein legendärer Satz: „Wos hobts ma da dao scha wieda fia an Friesumasist daher zaat?“, den ich hier lieber nicht ins Hochdeutsche übersetzen möchte, liegt mir heute noch in den Ohren.



*Oben angekommen freut sich ein begeisterter Besucher über den
quietsch fidelen Nachwuchs bei den Tauben im warmen und trockenen
Dachbodenschlag*

Er war jedoch niemals böse gemeint, und man spürte bei unserem lieben „Hans-Opa“ trotz aller, den Erfordernissen seiner Zeit geschuldeten wirtschaftlichen Überlegungen eine tiefe Liebe zu und Verbundenheit mit seinen Tieren. Es war ihm immer ein Anliegen, dass es allen Tieren auf seinem Hof gut ging.

Das „Tierwohl“, ein moderner Ausdruck, der damals noch gar keinen Eingang gefunden hatte in den Sprachgebrauch unserer ländlichen Gegend, stand für ihn fraglos und selbstverständlich an oberster Stelle seines Handelns.

Und dann, eines Tages, in den späten 70er Jahren, passierte etwas vollkommen Unerwartetes, etwas, das mich traf wie ein Blitz aus heiterem Himmel und mein Weltbild für immer veränderte.

Ich muss ungefähr zehn Jahre alt gewesen sein, als ich nach der Rückkehr vom wöchentlichen Schulbesuch in Wien am Wochenende feststellte, dass mein Urgroßvater unter den gerade blühenden Kirschbaum im Hühnerhof eine kleine, wenige Quadratmeter große, einfache Voliere für Junghühner in den Hang gebaut hatte, die mich sofort auf magische Weise anzog.

Als für mich sensationellste Besonderheit entdeckte ich darin neben den zahlreichen, halbwüchsigen Hühnern, die sich auf dem Erdboden unter diversen Reisigzweigen versteckt hielten, auch zwei weiße, für mich märchenhaft schöne Bauernpfautauben auf einer in halber Höhe angebrachten Querstange im strahlenden Sonnenschein sitzen. Das Pärchen hatte Hans-Opa wohl von einem befreundeten Taubenzüchter aus der Nachbarortschaft geschenkt bekommen.

Ich war regelrecht paralysiert vom Anblick dieser wunderbaren Tiere. Es war ein Schlüsselerlebnis, eine Liebe auf den ersten Blick, die ich mit meiner kindlichen Begeisterungsfähigkeit für alles, was mit Tieren zu tun hatte, in einer Art und Weise erlebte, wie sie mir davor und danach gefühlt nie mehr wieder zuteilgeworden war.

Besagtes Wochenende bestand für mich fast nur noch aus Staunen, Beobachten und Bewundern. Mit offenem Mund stand ich stundenlang vor diesen faszinierenden Geschöpfen. Ich beobachtete ihr Paar- und Sozialverhalten, war begeistert von ihren vielfältigen Lautäußerungen, konnte kaum glauben, mit welcher Hingabe sie Nistmaterial in ihren frisch auserwählten Nistplatz eintrugen, und weder meine Eltern noch mein Urgroßvater, dem ich zu diesen Tieren förmlich Löcher in seinen Bauch fragte, brachten mich dazu, auch noch irgendetwas anderes zu tun in jenen wunderbaren frühlingshaften Tagen meiner Kindheit. Mit einem Wort, es war um mich geschehen, und nichts und niemand werden jemals im Stande sein, meiner damals entfachten, bedingungslosen und bis heute ungebrochen andauernden Taubenliebe Einhalt zu gebieten.

Eine Leiter zum Paradies

Auf dem alten „Saustallboden“ unter dem einseitig spitz zulaufenden Welleternitdach, der an seiner höchsten Stelle gerade einmal knappe einhundert Zentimeter maß, eine Grundfläche von nur rund acht Quadratmetern aufwies und der bis dahin lediglich als beinahe vergessenes Lager für alte Bauholzreste diente, durfte ich als Zehnjähriger meinen ersten eigenen Taubenschlag einrichten. Es war ein Entgegenkommen, ein Zugeständnis meines Urgroßvaters, das ich ihm nach zähen und langwierigen Verhandlungen abgerungen hatte. Nachgegeben hatte er meinem Bitten und Flehen letztlich wohl nur deshalb, weil ihm meine diesbezüglichen, mit allen Mitteln der kindlichen Diplomatie vorgebrachten Annäherungsversuche langsam aber sicher lästig wurden, und er ohnehin davon ausging, dass meine plötzliche Begeisterung für Tauben auch bald wieder nachlassen würde.

So unpraktisch aus betreuungstechnischer Sicht mein neuer Taubenschlag für den frisch gebackenen „Jungzüchter“ auch war, er stellte für mich zur damaligen Zeit nicht viel weniger als ein kleines Paradies dar, aus dem mich nichts und niemand vertreiben konnte.



*Eine traditionelle Haltung von Tauben auf Bauernhöfen
im Freiflug mit frei stehenden Taubenkobel wie auf meinem
Hof im Südburgenland trifft man heutzutage nur noch selten an*

Und meinen Tauben gefiel ihr neues Zuhause offenkundig hervorragend, denn sie gediehen prächtig darin und vermehrten sich wie die sprichwörtlichen Kaninchen – fast so gut jedenfalls wie die meines Urgroßvaters. Der Schlag war durch seine erhöhte Lage trocken, warm, im Sommer sogar heiß wie ein Backofen und durch seine naturgegebene Ausstattung mit allen möglichen versteckten Ecken und Nischen geradezu perfekt geeignet für die Bedürfnisse der domestizierten Nachkommen von „Columba livia“. Einen grundsätzlichen Änderungsbedarf, was die sehr spartanische Einrichtung und Ausstattung meiner Taubenunterkunft anbelangte, erkannte ich also nicht, und er wäre ja ohnehin weit außerhalb meiner damaligen zimmermannstechnischen Fähigkeiten gelegen.

Einzig ein kleiner Nachteil, der mich damals bereits maßlos störte, war meinem neuen, über den Köpfen der urgroßelterlichen Schweine liegenden Taubenschlag zu Eigen: Der Zugang war lediglich mühsam über eine eigentlich viel zu lange, nur angelehnte Aluminiumleiter möglich, die zu allem Unglück auch noch ständig an allen anderen Ecken und Enden des Hofes benötigt wurde und somit immer wieder von einer Anwendung zur anderen geschleppt werden musste. Unverschämt, wie ich schon damals offenbar war, bat ich also eines Tages meinen Urgroßvater, der ja von seiner Ausbildung her Zimmermann war, ob er mir nicht bei Gelegenheit eine eigene Leiter aus Holz für einen besseren und exklusiveren Zugang zu meinem Taubenschlag zimmern könnte, wozu er sich zunächst mürrisch und ein wenig widerwillig, aber dann doch bereit erklärte.

Die Rückkehr aus der Großstadt am darauffolgenden Wochenende konnte ich kaum erwarten. Doch die Enttäuschung war riesengroß, denn ich traute meinen Augen kaum, als ich sah, wie meine frisch zusammengezimmerte Leiter zu meinem Taubenschlage aussah: Erwartet hatte ich eine robuste, edel verarbeitete und fix montierte Holzleiter, die keine Wünsche offen ließ. Stattdessen fand ich ein lieblos zusammenagenageltes, schmales „Gestell“ bestehend aus zwei dünnen, notdürftig entrindeten Fichtenstämmchen mit weit auseinanderliegenden, aufgenagelten Sprossen bestehend aus alten, aussortierten Resten irgendwelcher Dachlatten vor.

Die „sogenannte“ Leiter war eine regelrechte Zumutung für mich. Ich war am Boden zerstört, brach in Tränen aus und rügte meinen Urgroßvater für diese stümperhafte, unprofessionelle und weit unter seinen handwerklichen Fähigkeiten liegenden Arbeit. Am liebsten hätte ich das unschöne Ding gleich wieder zerlegt und in Stücke gehackt, aber es blieb mir zu guter Letzt dann doch nichts anderes übrig, als mich mit meiner neuen Leiter anzufreunden.

Als Rechtfertigung für die sehr einfache und bescheidene Ausführung seiner Arbeit führte mein Urgroßvater unter anderem einmal mehr seine Skepsis darüber an, ob ich denn überhaupt noch sehr lange bei meinem neuen Hobby, der Taubenzucht, bleiben würde.

Ich würde bestimmt sehr bald ganz andere Interessen entwickeln und überhaupt solle ich mich doch jetzt meiner schulischen Ausbildung widmen. Augenblicklich und mit meiner schon damals recht heißblütig ausgeprägten Streitkultur protestierte ich auf das Schärfste gegen diese aus meiner Sicht absurden Gedanken und nahm mir felsenfest vor, die Aussagen meines Opas Lügen zu strafen.

Und, was soll ich heute rückblickend sagen? In gewisser Weise ist mir mein Vorhaben dann ja sogar gelungen, denn Tauben züchte ich bis heute mit ungebrochener Leidenschaft und derselben Hinwendung wie damals. Und selbst meines Urgroßvaters erste Taubenschlagleiter, die er mir in Kindestagen zum Geschenk gemacht hatte, benutze ich heute immer noch, wenn auch an einem geringfügig anderen Ort und als Zugang zu einem neuen Dachbodenschlag. Ich habe sie immer in Ehren gehalten, ausgebaut, repariert und verstärkt, wenn es erforderlich war. Sie trägt mich und manche Besucher also bis heute immer noch problemlos beim Erklimmen des Paradieses.

Hinwendung zur organisierten Kleintierzucht

Es kam, wie es kommen musste. Nach den ersten Jahren einer eher unorganisierten Taubenzucht machte ich die Entdeckung, dass es zahlreiche Kleintierzuchtvereine mit einer übergeordneten Dachorganisation gibt. Niemand hatte mich darauf hingewiesen, denn mein Urgroßvater kam ja in Sachen Kleintierzucht wie gesagt eher von der land- und subsistenzwirtschaftlichen Seite.

Erst anlässlich eines Besuches einer Wirtschaftsmesse in unserer Bezirkshauptstadt in irgendwelchen Sommerferien der frühen Achtzigerjahre, auf der ein ortsansässiger Kleintierzuchtverein

seine alljährliche Werbeschau, damals sogar noch mit Tierbewertung, abhielt, entdeckte ich zum ersten Mal diese faszinierende und auf mich augenblicklich sehr anziehend wirkende Seite der Kleintierzucht. Zu meiner großen Freude waren auf dieser kleinen Werbeschau sogar vier weiße Pfautauben, also Vertreter der von mir bis dahin gezüchteten Taubenrasse, ausgestellt, die noch dazu nach meinen Begriffen viel edler und rassiger anzusehen waren als meine Tiere zu Hause auf dem Taubenboden. Ich konnte ein Pärchen jener attraktiven Tauben um wenig Geld erwerben und in einem Karton auf dem Gepäckträger meines Fahrrades mit nach Hause bringen. Das Erlebnis war Abenteuer pur für mich, und selbstverständlich wollte ich sofort mehr davon. Entsprechende Kontakte waren schnell geknüpft. Nachwuchszüchter wurden ohnehin händeringend gesucht, und bereits wenige Wochen nach meinem ersten Ausstellungsbesuch wurde ich als stolzes Neumitglied und Jungzüchter in den KTZV Bl 4 Oberwart und Umgebung aufgenommen.

Mit Schrecken denke ich allerdings an die allmonatlichen Vereinsversammlungen der damaligen Zeit zurück, die in einem Hinterzimmer eines Oberwarter Gasthauses abgehalten wurden. Ich besuchte sie immer mit großer Vorfreude, zunächst mit meinem Fahrrad, später dann als Jugendlicher mit meinem Moped, einem sogenannten „Puch-Maxi“, und die dabei geführten Fachgespräche, aus denen ich viel lernte, waren einfach genial für mich. Auch die Atmosphäre unter Gleichgesinnten und Kollegen war jedes Mal traumhaft, etwas, was man jedoch leider von der tatsächlichen „Atmosphäre“, die in dem engen und überfüllten Raum herrschte, nicht gerade behaupten konnte.

Wie erinnerlich war unsere Gesellschaft zum damaligen Zeitpunkt von einem allgemeinen Rauchverbot in der Gastronomie noch meilenweit entfernt, und mein stärkster, bis heute leider beständigster Eindruck von diesen Zusammenkünften war und bleibt das Gefühl von brennenden und tränenden Augen danach, sowie einer unerträglich nach Rauch und Nikotin „duftenden“ Kleidung, die ich nach meiner Rückkehr jedes Mal ausziehen hatte, bevor ich mein Elternhaus wieder betreten durfte.



Mit dem Erbfaktor „Extreme Dilute“ trägt diese Täubin der Rasse Deutscher Modeneser eine sehr junge Farbmutation, die erstmals im Jahr 1997 bei Brieftauben in Südafrika aufgetreten ist

Die exakte Bezeichnung ihres Farbschlages: Ecrü mit Binden in Gazzischeckung. Jungtiere mit dem Erbfaktor Extreme Dilute sind nach dem Schlupf kurz bedüht und haben rötliche Augen



Wahrscheinlich rührt aus dieser Zeit meine Aversion gegen alle künstlichen Gerüche wie die von Parfums, Deos oder Duftwässern, wohingegen ich Stallgeruch und jeglichen Geruch von Tieren immer geliebt habe. Noch heute antworte ich auf den spontanen Ausruf von Besuchern, die beim Betreten einer Kleintierschau bemerken, dass es hier „stinken“ würde, ein wenig provokativ: „Ja, Sie haben recht. Es sind einfach zu viele Menschen im Raum!“

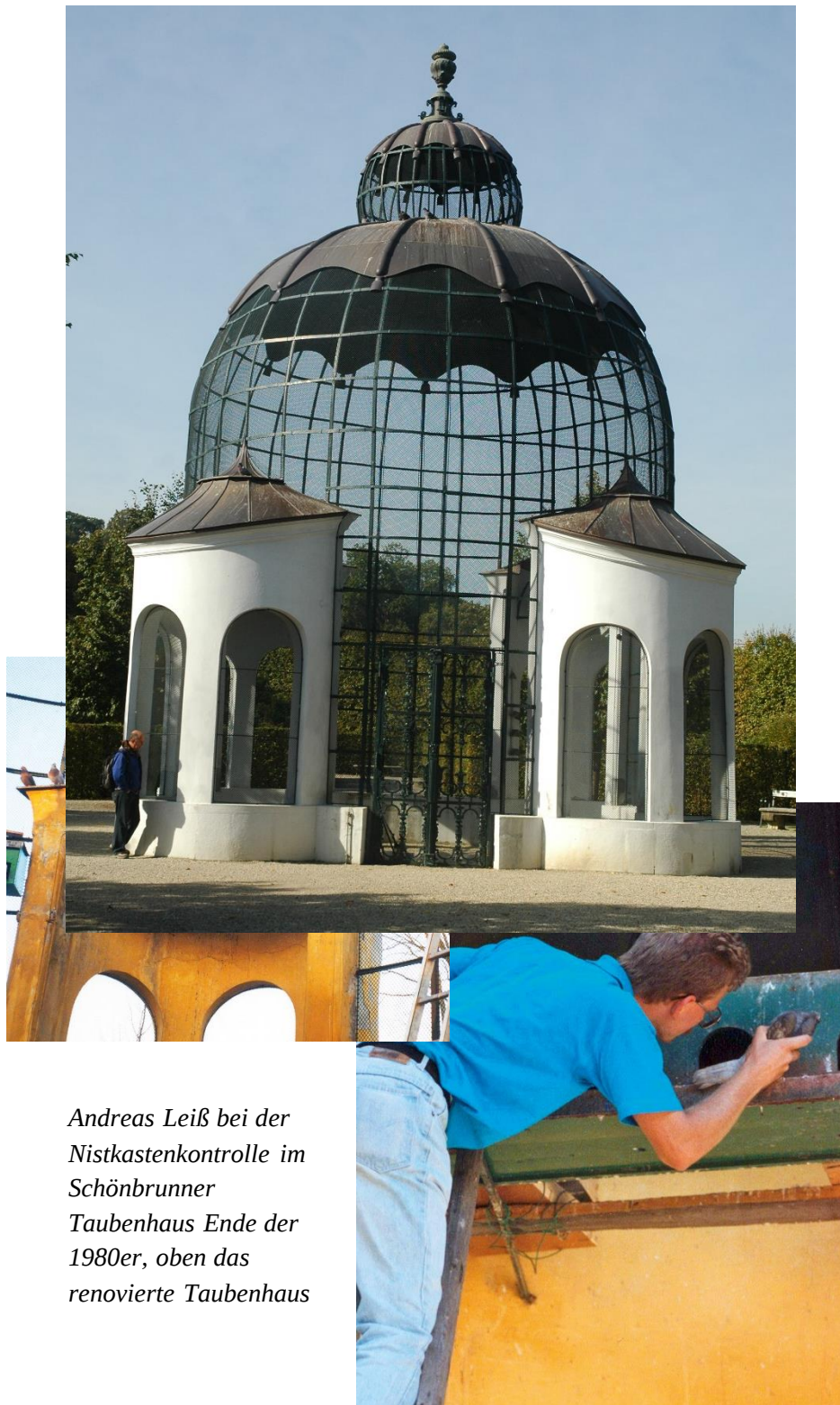
Bereits im Jahr nach meinem Beitritt zu unserem Verein beteiligte ich mich als einer der jüngsten Aussteller mit meinen Pfautauben auf unserer spätsommerlichen Werbeschau, die der „Inform“, der alljährlichen Oberwarter Wirtschaftsmesse, angeschlossen war.

Und bald schon erlag ich dem Reiz des Wettkampfgedankens und bemühte mich redlich, meine Tiere künftig nur noch nach den Vorgaben des in unserem Lande geltenden „Deutschen Rassetaubenstandards“ zu züchten, um in der Konkurrenz auf den herbstlichen Kleintierschauen mit Preisrichterbewertung bestehen zu können. Es scheint in der Natur des Menschen zu liegen, dass er gerne aus allem und jedem einen Wettkampf machen möchte, und als Jugendlicher ist man natürlich besonders anfällig für derartige Verlockungen, was ja nichts ist, das grundsätzlich abgelehnt werden müsste. Im Gegenteil, denn gerade in unserem Bereich gäbe es wohl ohne einen gewissen Ansporn durch den friedlichen Wettstreit untereinander kaum jene enorme Vielfalt an Formen, Farben und Verhaltensmustern unter Rassetauben zu bewundern, wie wir sie heute kennen.

Mein treues „Puch-Maxi“ hat diese aufregende Jugendzeit übrigens leider nicht überstanden, und das kam so: Offenbar war ich inzwischen nicht nur dem Reiz des Wettkampfgedankens erlegen, sondern auch noch gewissen anderen jugendlich-schwülen Verlockungen.

Eines Tages, ich war gerade mit meinem roten Mopedflitzer auf der Heimfahrt vom Käfigaufbau für unsere Kleintierschau durch die Oberwarter Schulgasse unterwegs, als ich bemerkte, dass eine Mädchenklasse auf dem Sportplatz vor ihrer Schule synchrone Turnübungen durchführte. Automatisch wendete ich meinen Kopf für einen Moment in ihre Richtung. Wer könnte es mir pubertierendem Knaben auch verdenken?

Leider erkannte der Fahrer in dem PKW vor mir in genau demselben Moment seine Tochter in einem dieser hübschen Mädchen einer Unterstufenklasse und bremste sein Fahrzeug abrupt ab. Das war Pech für meinen fahrbaren Untersatz. Man könnte ihn vielleicht als ein „erstes Opfer“ meiner großen Taubenleidenschaft bezeichnen. Der Unfall jedenfalls führte unweigerlich zu diversen Verboten seitens meiner Eltern, meine extramuralen, jugendlichen Aktivitäten als Taubenzüchter betreffend, was diese jedoch für mich nur noch reizvoller machten.



*Andreas Leiß bei der
Nistkastenkontrolle im
Schönbrunner
Taubenhaus Ende der
1980er, oben das
renovierte Taubenhaus*

Andreas Leiß und die Tauben-Wende

1989 – ich hatte mein Biologie-Studium 1985 begonnen – lernte ich durch die Vermittlung eines Kollegen meinen langjährigen Freund und Wegbegleiter Andreas Leiß kennen. Damit änderte sich, was meine Einstellung zu Rassetauben betraf, Vieles auf ganz grundlegende Weise. Die Veränderung sei ja das einzig Beständige im Leben, meinte schon der altgriechische, vorsokratische Philosoph Heraklit von Ephesos (535 – 475 v. Chr.), und den frischen Wind verbunden mit einer enormen Aufbruchsstimmung verspürten keineswegs nur wir beiden jungen Taubenfanatiker zum damaligen Zeitpunkt, sondern halb Europa lag wie erinnerlich in einer Art Fieber.

1989 war ja auch das Jahr der sogenannten „Wende“ im deutschsprachigen Raum, in dem sich die Bundesrepublik Deutschland und die Deutsche Demokratische Republik nach Jahrzehnten der Trennung wieder zu einem Staat vereinten, und der sogenannte Eiserne Vorhang langsam seinen Schrecken verlor. Das führte dazu, dass nun endlich auch der Austausch zwischen den Rassetaubenzüchtern aus Ost und West wieder ungehindert möglich wurde, was wie ein Vitalitätsschub auf die gesamte Szene wirkte. Der Großstadtmensch Andreas Leiß hatte schon von Kindesbeinen an eine starke Leidenschaft zu Tauben entwickelt, denn er war fasziniert von der Buntheit der mit rund 200.000 Individuen enorm großen Stadttaubenpopulation im Wien der Siebziger- und Achtzigerjahre. Tiere also, die andere Zeitgenossen nur abschätzig als „Ratten der Lüfte“ bezeichneten, sah Andreas mit ganz anderen Augen.

Ungefähr zur selben Zeit publizierte der Experte für Farbvererbung Prof. Dr. Axel Sell aus Achim bei Bremen in Deutschland umfassende Erkenntnisse auf diesem Gebiet, die in den Jahrzehnten davor hauptsächlich durch Forschungen in den USA gewonnen worden waren, im deutschsprachigen Raum und machte sie so einer breiten Züchterschaft aus dem Rasse- und Brieftaubenwesen bekannt und verfügbar.

Andreas war auf Anhieb fasziniert von Prof. Sells Büchern, ermöglichte deren Lektüre ihm doch endlich, ein tiefgreifendes Verständnis über die Zusammenhänge in Vererbung, Zucht und Neukombination der unzähligen bis dahin bekannten Farbmutationen bei Columba livia zu erlangen. Schon bald entwickelte sich Andreas selber zu einem wahren Experten auf diesem Gebiet und „infizierte“ mich regelrecht mit seiner Begeisterung – und ich weiß aus Andreas' Tagebüchern, die ich seit seinem allzu frühen Tod sorgsam aufbewahre, dass das auf Gegenseitigkeit beruhte.

Schon bald nach meiner Bekanntschaft mit Andreas, aus der sich wie gesagt rasch eine Freundschaft entwickelt hatte, verlagerte ich also den Schwerpunkt meiner züchterischen Tätigkeit tendenziell immer weiter weg von der rassereinen Zucht im Sinne des Deutschen Rassetaubenstandards hin zu mehr farbgenetischen Studien, Analysen und Experimenten, die ich ja grundsätzlich schon immer viel spannender gefunden hatte als die züchterische Verbesserung meines Taubenbestandes lediglich zu dem Zweck, im friedlichen Konkurrenzkampf auf den Ausstellungen bestehen zu können. Der Gedanken- und Erfahrungsaustausch mit Andreas zu Themen der Farbvererbung war immer sehr erfrischend für mich, und ich erlebte ihn als eine echte Bereicherung und Ergänzung zu meinen bisherigen Aktivitäten in der organisierten Taubenzucht.

Grundlagenforschung an Wiener Stadtauben

Mein persönlicher Bezug zu dem schönen, alten Taubenhaus, das sich im „kaiserlich- königlichen“ Park hinter dem Schloss Schönbrunn zu Wien befindet, datiert nun bereits über 35 Jahre zurück. Andreas Leiß betreute in den 1980ern und 1990ern das historische Bauwerk aus Maria Theresias Zeiten, und zwar neben seiner beruflichen Tätigkeit bei den Bundesgärten in Schönbrunn.



Nicht nur Tauben vermehrten sich prächtig in der alten Voliere aus Maria Theresias Zeit, auch diverse Jungvögel wie dieser Haussperling flogen zeitweise aus Andreas' Taubennistkästen aus

Wir verbrachten unzählige Stunden gemeinsam in diesem geschichtsträchtigen Umfeld: Andreas betrieb damals in Maria Theresias Taubenvoliere, obwohl diese aufgrund ihrer rein repräsentativen Bauweise denkbar ungeeignet dafür war, eine nach wissenschaftlichen Kriterien ausgerichtete Taubenzucht – vorwiegend mit in der Stadt gefangenen Stadttauben.

Seine farbgenetischen Studien, die er mit Hilfe der „kaiserlich-königlichen“ Tauben durchführen konnte, sind später weit über die Grenzen unseres Landes hinaus bekannt geworden. Heute gilt Andreas weltweit als einer der bedeutendsten Experten im Bereich der Taubengenetik. Leider verstarb er kurz nach der Einweihung des frisch renovierten Taubenhauses im Jahr 2011 unerwartet und plötzlich. Seinen Tod habe ich bis heute nicht verwunden.

In den Jahrzehnten nach 1989 folgten unzählige Analysen und Zuchtexperimente, die Andreas und ich mit großer Leidenschaft betrieben, und deren Ziel es meist war, noch unbekannte genetische Hintergründe von bekannten Farbenschlägen bei Rassetauben herauszufinden sowie deren Ergebnisse dazu in den diversen Fachzeitschriften des deutschsprachigen Raums zu publizieren.

Beispielsweise betraf meine erste derartige Publikation die Analyse des genetischen Hintergrunds einer noch nicht entschlüsselten aber nach dem Deutschen Rassestandard anerkannten Farbe bei Mooketauben, publiziert im *Österreichischen Kleintierzüchter* 12/1990.

Und eine ganz große Arbeit, die bis heute wohl eine der umfassendsten und unerreichten Publikationen auf diesem Gebiet blieb, lieferte Andreas in Zusammenarbeit mit dem bekannten Basler Biologieprofessor und Stadttaubenspezialisten Dr. Daniel Haag-Wackernagel zum Thema Gefiederfärbungen bei der Straßentaube (*Columba livia*), publiziert im *Journal of Ornithology* 140/1999, pp. 341-353.

Mit seiner ausgeprägten künstlerischen Begabung war es Andreas ein Leichtes, auch sämtliche Darstellungen, Zeichnungen, Farbtafeln und Grafiken in seinen Publikationen selbst zu gestalten.



Die Ursprungstäubin mit der neuen Farbmutation „Rusty“ aus dem Arne-Carlsson-Park im 9. Wiener Gemeindebezirk Alsergrund, die im Jahr 1991 von Andreas Leiß gefangen und weitervermehrt wurde

Enorme Farbenvielfalt – und eine Entdeckung

Rund um den Arne-Carlsson-Park im 9. Wiener Gemeindebezirk lebte ein Taubenschwarm, den Andreas Leiß und ich häufig besuchten, weil darunter auffallend viele Tauben mit seltenen Farbkombinationen anzutreffen waren. Es handelte sich außerdem um recht zahme Tiere, die eine aufgrund ihrer offenbar regelmäßigen und heimlichen, weil damals eigentlich bereits illegalen Fütterung durch „TaubenfreundInnen“, sehr geringe Fluchtdistanz vor Menschen aufwiesen.

Wir durchforschten die Tauben in jenem Park sowie an diversen anderen Orten der Stadt regelmäßig nach ungewöhnlichen Farbenschlägen. Wir fotografierten, fingen (selbstverständlich mit offizieller Genehmigung seitens der Biologischen Fakultät Wiens) und beringten immer wieder einzelne Tiere zum Zweck von populationsdynamischen Studien sowie dem Nachweis seltener Farbmutationen und deren Verteilung unter Wiener Stadttauben.

Bei einem unserer Kontrollgänge, und zwar exakt am 2.4.1991 (Rekonstruktion aus Andreas' Tagebüchern posthum), fiel Andreas an eben diesem Ort eine recht unscheinbare, offenbar bereits etwas ältere Stadttäubin im für Wiener Stadttauben nicht ungewöhnlichen Farbenschlag Blaubronzegehämmert auf. Als Besonderheit wies sie eine seltsame Bänderung, eine Art Querstreifung oder Sperberung in der stark aufgehellten Bindenregion des Schwanzgefieders auf.

Andreas fragte mich um meine Meinung zu diesem Merkmal, und ich dachte sofort an das altbekannte Phänomen der sogenannten Hungerfedern. Wenn eine Taube während des Federwachstums – als Jungtier bzw. später in der Mauser – zu wenig Nährstoffe zu sich nimmt, kann das zum intermittierenden Aussetzen der Pigment-einlagerungen sowie einer zeitweiligen Wachstumsverzögerung vorwiegend in den Schwanzfedern führen, die strukturelle Veränderungen der betroffenen Federn und optische Querstreifungen nach sich ziehen.

Dieses Phänomen tritt natürlich unter chronisch unterversorgten Stadttauben besonders häufig auf, und ich war mir daher sehr sicher, dass es wohl auch für die „Sperberung“ im Schwanz dieser Täubin verantwortlich zeichnete. Doch, wie sich herausstellte, lag ich mit dieser Einschätzung falsch. Andreas fiel auf, dass es sich in diesem Fall um einen rein optischen Effekt handelte, und die sonst für Hungerfedern typischen anatomischen Veränderungen fehlten. Er fing die Täubin also, nahm sie mit nach Hause und verpaarte sie in der Folge jeweils in Einzelboxen mit diversen Täubern, um den genetischen Hintergrund des Tieres herauszufinden.



Hier ein Vergleich zwischen typischen Hungerfedern mit ihren ausgeprägten strukturellen Mängeln (Bild oben, Foto: Andrea Dee) und den attraktiven optischen Querstreifen, die durch das Farb-Gen „Rusty“ hervorgerufen werden (Bild unten)

Wir dachten zunächst u.a. an die Möglichkeit, dass es sich bei der Täubin um eine schwache Ausprägung des Erbfaktors Rezessiv Opal handeln könnte, was wir aufgrund des rezessiven, autosomalen Erbgangs dieses Faktors jedoch schon nach der ersten Probepaarung und Brut mit einem rezessiv opalfarbenen Brieftäuber ausschließen konnten, weil ausschließlich andersfarbige Jungtiere fielen.

Auch andere Möglichkeiten und Vermutungen, wie der farbgenetische Hintergrund dieser Täubin über bekannte Farbgene zu erklären wären, stellten sich bald als falsch heraus, und so wurde uns immer klarer, dass wir es demnach wohl tatsächlich um eine bis dahin der Wissenschaft unbekannten Farbmutation zu tun haben mussten. Die nächsten Schritte lagen auf der Hand. Zunächst mussten wir herausfinden, wie sich das neue Farbgen in Kombination mit dem Wildtyp, also der schwarzen Grundfarbe und der bindigen Zeichnungsanlage auswirken würde. Für die Namensgebung des neuen Erbfaktors war diese Arbeit essentiell. Parallel dazu musste herausgefunden werden, wie der Erbgang des Gens verläuft. Und schließlich wollten wir feststellen, welche phänotypischen Erscheinungen in Kombination mit anderen bekannten Farbfaktoren erzielt werden können.

Es stellte sich bald heraus, dass es sich tatsächlich nur um ein einziges Gen handelt, das auf einem Körperchromosom liegt und sich rezessiv zu seinem Wildtypallel verhält. Es handelt sich also um einen monofaktoriellen, autosomalen, rezessiven Erbgang. Weiters stellte sich heraus, dass der Effekt einer Sperberung vor allem in der Kombination mit der dunklen Hämmerung und auch in Kombination mit dem Ausbreitungsfaktor für Farbe gesteigert werden kann und bis zu einem gewissen Grad auch auf Schwingen und Körpergefieder übertragbar ist. Außerdem zeigte sich trotz der Tatsache, dass der neue Erbfaktor wie gesagt nicht geschlechtsgebunden vererbt wird, ein gewisser Geschlechtsdimorphismus in der phänotypischen Ausprägung des Merkmals, der wohl, wie in vergleichbaren Fällen, hormonelle Ursachen hat. So sind Täuber tendenziell stärker betroffen von dem Effekt als Täubinnen.

„Those sharp-eyed guys from Austria“

Nach Abschluss der Analyse des entdeckten Gens stand nun als nächster Schritt selbstverständlich eine Publikation darüber im Raum. Andreas entschied sich zunächst für die in den USA zum damaligen Zeitpunkt von Dr. Lester Paul Gibson/Ohio herausgegebene Fachzeitschrift *Pigeon Genetics, news, views & comments*, an die er bereits Fotos und Federn der neuen Taubenfarbe geschickt hatte, sowie in weiterer Folge für die deutsche Fachzeitschrift *Geflügel-Börse*, wo er in der Ausgabe 16/1998 erstmals zu dem neuen Gen im deutschsprachigen Raum einen Artikel publizierte. Dr. Gibson zeigte sich von Anfang an hoch interessiert an der neuen Färbung und bestätigte uns nach Inspektion der zugesandten Federn und Fotos, dass es sich seiner Einschätzung nach tatsächlich um eine neue Mutation handeln müsse.

Einige Jahre später importierte er sogar einige dieser Tauben in die USA, wo sie heute immer noch von diversen „Rare-Color-Specialists“, also Liebhabern von seltenen Taubenfarben, hingebungsvoll gezüchtet und gehalten werden. Immer wenn wir später mit ihm darüber sprachen und ihm die Geschichte von der Entdeckung der unscheinbaren Farbe unter Wiener Stadtauben erzählten, lobte er uns in den höchsten Tönen und sprach von den seiner Meinung nach „sharp-eyed guys from Austria“ also den „scharfäugigen Jungs aus Österreich“, denen die alte Täubin vom Wiener Arne-Carlsson-Park mit ihrer ungewöhnlichen Schwanzfärbung aufgefallen war.

Die Auswahl des Namens eines neuen Gens obliegt üblicherweise seinem Entdecker. Andreas Leiß entschied sich in Anlehnung an die rostfarbene Erscheinung der Ursprungstäubin aus dem Arne-Carlsson-Park im 9. Wiener Gemeindebezirk dafür, den von ihm entdeckten und analysierten neuen Farbfaktor „Rusty“ (zu Deutsch „Rostig“) zu nennen und vergab ihm als Gensymbol ein kleingeschriebenes „ry“. Die Kleinschreibung des Symbols weist auf die Tatsache hin, dass sich der Erbfaktor stark rezessiv zu seinem Wildtypallel verhält. Weitere Mutationen, also Allele an diesem Genort im Erbgut von *Columba livia* sind bislang nicht bekannt geworden.

Was jedoch heute, über dreißig Jahre nach seiner Entdeckung unweigerlich und dringend ins Haus stünde, wäre eine offizielle Vorstellung und Anerkennung irgendeiner Farbkombination mit dem neuen Gen bei einer repräsentativen Taubenrasse nach dem Deutschen Rassetaubenstandard. Nur so wäre der Erhalt des seltenen Farbgens Rusty auch dauerhaft garantiert. In immerhin einigen Züchterwerkstätten des deutschsprachigen Raumes wird seit geraumer Zeit daran gearbeitet, und eine Umsetzung dieses großen Traumes steht also aus meiner Sicht unmittelbar bevor.

Am Ehesten Aussicht auf Erfolg hätten bei einem derartigen Vorhaben Farbkombinationen mit dem Ausbreitungsfaktor für Farbe wie zum Beispiel der schwarze oder auch der andalusierblaue Farbenschlager, weil nämlich dort der Effekt einer Art Sperberung erfahrungsgemäß am deutlichsten zum Ausdruck kommt. Und besonders attraktiv wirkt die Erscheinung naturgemäß bei Tauben mit erhöhter Schwanzfederzahl, unter dem Schwanz getragenen Schwingen, Amselstellung oder fächerartig getragenen Schwänzen wie bei Rollern, anderen Tümmelern und Pfautauben.

Weitere Farbprojekte – und eine hoffentlich „taubenblaue“ Zukunft

Die Vielfalt an Mutationen mit Auswirkungen auf die Farbgebung bei *Columba livia domestica* ist weltweit betrachtet inzwischen unüberschaubar groß. Gerade in den letzten Jahren tauchten vor allem im Fernen Osten sowie auf dem indischen Subkontinent in Europa bisher unbekannte Rassen und Farben auf, die über die sozialen Medien große Aufmerksamkeit erregten.

Doch auch in den bei uns bekannten und traditionell verbreiteten Taubenrassen schlummern nach wie vor Farbgene, die einer exakten wissenschaftlichen Analyse und Benennung bedürfen und ein breites Betätigungsfeld für Hobbyforscher darstellen.



Andreas Leiß hatte bereits vor über dreißig Jahren eine Liste mit offenen Fragen und interessanten Farbprojekten zu den ihm bis dahin bekannten Taubenfarben erstellt, die unbedingt konsequent beantwortet und analysiert werden sollten, was jedoch in einem einzigen Züchterleben unmöglich abgearbeitet werden konnte. Erstaunlich viele Punkte, darunter durchaus sehr komplexe Fragestellungen auf seiner Projektliste konnte Andreas vor seinem viel zu frühen Tod selbst noch bearbeiten.

Man denke nur an seine bahnbrechenden Entdeckungen zur Entstehung der Weißschildigkeit sowohl auf rezessiv roter als auch schwarzer Basis, seine Erkenntnisse zum Erbfaktor Pencilled oder seine Arbeiten zum Thema Dominant Opal und dessen potentielle Letalität bei Reinerbigkeit, die unter anderem zu tierschutzrelevanten Auflagen seitens des Gesetzgebers in der Zucht dieser Tauben geführt haben, an deren Sinnhaftigkeit und Notwendigkeit heute niemand mehr zweifelt.

In den letzten Jahren wurden Untersuchungen zu Farbmutationen im Genom unserer Haustauben von einigen, vorwiegend amerikanischen Wissenschaftlern und Universitäten durch Forschungen auf molekulargenetischer Basis unterstützt, was eine sinnvolle Ergänzung zu herkömmlichen Zuchtmethoden darstellt.

Das Faszinosum jedoch, das von diesen hochinteressanten Tieren ausgeht, liegt, wenig verwunderlich, im direkten Umgang und in der unserer menschlichen Natur eher gerecht werdenden analogen Beschäftigung mit ihnen in der makroskopischen Welt, die wir ohne Hilfsmittel mit all unseren Sinnen wahrnehmen können.

Vor diesem Hintergrund wünsche ich Columba livia, ihren Nachkommen in Menschenhand sowie den kulturellen Beziehungen von uns Menschen zu diesen in so vieler Hinsicht bemerkenswerten Tieren eine glorreiche Zukunft, auch wenn der derzeit herrschende Zeitgeist das kaum zu begünstigen scheint. Doch ich bin sicher: Es wird immer Menschen geben, die Columba livia über alles lieben und ihr Herzblut in die Beschäftigung mit Tauben, diesen wundervollen Tieren, fließen lassen.

Oben: Mit über vierhundert bekannten Farbenschlägen ist der Italienische Modeneser, eine alte Flugtaubenrasse aus Norditalien, derzeit zweifellos die bunteste Rassetaube, die es gibt. Im Bild ein schwarzbronzeschildiger Zarzano

Mitte: Eine der edelsten und schönsten Farbkombinationen, die jemals durch menschliche Züchtungskunst erreicht wurde und die in Vollendung nur beim Englischen Short Faced Tümmeler existiert, ist die märchenhafte Almondfarbe

Unten: Wie aus „Tausend und einer Nacht“ entflohen wirken die aus einer ganz anderen Weltregion, nämlich dem Osten Anatoliens, stammenden ebenso zauberhaften wie märchenhaften Altorientalischen Mövchen. Hier eine Satinette im Farbenschlag Schwarzgesäumt

